

SAM SYKES
Dunkler Ruhm

Sam Sykes

Dunkler Ruhm

Die Tore zur Unterwelt II

Roman

Deutsch von Wolfgang Thon

PENHÄLIGON

Die Originalausgabe erschien 2011
unter dem Titel »The Aeon's Gate 02. Black Halo«
bei Pyn, Amhorst.

Erste Auflage

Copyright © der Originalausgabe 2011 by Sam Sykes
Published in agreement with the author, c/o Baror International, Inc.,
Armonk, New York, USA
© der deutschsprachigen Ausgabe 2012 by Penhaligon Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Lektorat: Holger Kappel
Redaktion: Angela Schilling
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
eISBN 978-3-641-10482-5

www.penthaligon.de

ERSTER AKT

MENSCHHEITSBREI

PROLOG

*Das Aeonstor
Meer von Buradan ... irgendwo ...
Sommer, und die Zeit schreitet voran*

Was mit der Welt wirklich nicht stimmt, ist, dass sie auf den ersten Blick so Furcht einflößend komplex zu sein scheint und bei näherer Betrachtung so schrecklich einfach ist. Vergesst, was die Alten, Könige und Politiker behaupten, denn das ist die Wahrheit des Lebens. Jede Unternehmung, sei sie auch noch so vornehm und edel, jeder Plan, ganz gleich, wie grausam und erbarmungslos er sein mag, kann eingekocht werden wie ein billiger Eintopf. Gute Absichten und Ehrgeiz steigen in dicken, schmackhaften Brocken an die Oberfläche und lassen nur die niederen Instinkte auf dem Grunde des Topfs zurück.

Zugegeben, ich bin nicht ganz sicher, welchen philosophischen Aspekt dieser Brei repräsentiert, aber diese Metapher ist mir auch gerade erst eingefallen. Außerdem tut das nichts zur Sache. Einstweilen nenne ich das hier »Lenks Umfassende Debile Theorie«.

Ich biete mich gern selbst als Beispiel an. Es begann damit, dass ich Befehle von einem Priester akzeptierte, ohne sie zu hinterfragen, und das auch noch von einem Priester von Talanas, der Heilerin. Als wäre das nicht genug, diente dieser Priester, ein gewisser Miron der Unparteiische, außerdem als Lord Emissär dieser Kirche selbst. Er versicherte sich meiner Dienste und der meiner Gefähr-

ten, damit wir ihm hülften, ein Relikt zu finden, ein Aeonstor, das einem erlaubte, mit dem Himmel selbst zu kommunizieren.

Es schien eigentlich ziemlich einfach zu sein, wenngleich auch etwas verrückt; jedenfalls so lange, bis die Dämonen uns angriffen.

Von dem Moment an wurde der Dienst ein wenig ... das Wort komplizierter drängt sich vielleicht auf. Nur würde es den fischköpfigen Dämonenpredigern nicht gerecht, die das Schiff enterten, auf dem wir segelten, und ein Buch stahlen, eine sogenannte Fibel der Höllenpforten. Wir wurden im Folgenden beauftragt, dieses Buch wiederzubeschaffen, eine Sammlung von Schriften, die von Höllenwesen verfasst worden waren. Kreaturen, die uns bis vor einigen Tagen noch wie Gestalten aus Schauergeschichten erschienen, die das Volk ängstigen sollten, um ihm Münzen für die Kollekte abzupressen. Es wäre untertrieben zu behaupten, dass weitere Komplikationen auftraten.

Wie dem auch sei, auf Geheiß besagten Priesters und im Namen seiner Göttin machten wir uns auf, um diese Fibel wiederzufinden und sie den Klauen zuvor erwähnter Höllenbestien zu entreißen. All jenen Lesern, die Geschichten bevorzugen, die damit enden, dass hehre Ziele angestrebt und erreicht wurden, die Moral untadelig hochgehalten wurde und sich die Menschheit nach dieser Unternehmung ein wenig gebessert hat, möchte ich empfehlen, dieses Journal sofort zu schließen, falls sie darüber gestolpert sind; vermutlich lange nachdem jemand meinen Leichnam gefledert und es geraubt hat.

Denn von jetzt an wird es nur noch schlimmer.

Ich habe versäumt zu erwähnen, aus welchem Antrieb dieses Unternehmen überhaupt in Angriff genommen wurde. Gold. Eintausend Goldstücke. Eben das zuvor erwähnte Fleisch im Eintopf, das oben schwimmt.

Das Buch, diese Fibel, befindet sich jetzt in meinem Besitz, zusammen mit einem abgetrennten, kreischenden Kopf und einem ausgesprochen praktischen Schwert. Sobald ich Miron das Buch übergebe, händigt er mir das Gold aus. Und das ist der Bodensatz aus diesem Topf: Es gab keinen großen Feldzug, um die Menschheit zu retten, keine Kommunikation mit den Göttern, keine Ver-

einigung von Menschen, die sich über ihre Differenzen hinweg die Hände reichen, und auch kein aus edlen Motiven vergossenes Blut. Nur Gold. Nur mich.

Das ist schließlich ein Abenteuer.

Allerdings ging es dabei nicht nur um plappernde Möwen oder Dämonen, die einem den Kopf abrissen. Ich habe auch Epiphanien gesammelt, so wie die oben beschriebene. Sie schaukeln auf den Wellen direkt vor einem, wenn man in einem voll besetzten winzigen Boot hockt.

Mit sechs anderen Personen.

Die man hasst.

Von denen eine im Schlaf furzt.

Ich vergaß wohl, ebenfalls zu erwähnen, dass ich bei diesem Abenteuer nicht allein gewesen bin. Nein, nein, einen großen Teil des Verdienstes muss ich meinen Gefährten zubilligen: einem Monster, einem Heiden, einem Halunken, einer Fanatikerin und einer Wilden. Ich verleihe ihnen diese Titel mit äußerstem Respekt, versteht sich. Denn ohne jeden Zweifel ist es sehr nützlich, sie während eines Kampfes um sich zu haben. Ebenso gewiss ist jedoch, dass sie einem sehr schnell auf die Nerven gehen können, wenn man unter beengten Verhältnissen mit ihnen ausharren muss.

Wie auch immer ... ich glaube nicht, dass ich es ohne sie geschafft hätte. Dieses »es« beschreibe ich im Folgenden, so kurz es mir möglich ist, während der Hintern einer schlafenden Shict wie eine Waffe auf mich gerichtet ist.

Diese Fibel wäre keiner Erwähnung wert, würde man nicht erläutern, in wessen Besitz sie sich befunden hatte. Nun waren jedoch in ihrem Fall die neuen Besitzer nach Miron die Abysmyths: gigantische, ausgemergelte Dämonen mit Fischköpfen, die in der Lage waren, Männer auf trockenem Boden zu ertränken. Passenderweise war ihr Anführer, Machtwort, noch grauenvoller. Wäre ich ein riesiges Menschen-Ding mit einem Fischkopf, würde ich vermutlich ebenfalls einem riesigen Fisch-Ding mit drei Menschenköpfen folgen.

Das heißt, in diesem Fall waren es Frauenköpfe, Verzeihung. Und ich muss mich gleich noch einmal entschuldigen: Es hat noch

zwei Frauenköpfe. Der dritte ruht behaglich an meiner Seite, allerdings mit verbundenen Augen und geknebelt. Er neigt dazu, aus unerfindlichen Gründen zu kreischen.

Trotzdem würde man die Schwierigkeiten, die diese Fibel umrankten, nicht vollständig wiedergeben, vergäße man, die Niederlinge zu erwähnen. Ich habe zwar nie eine lebendige Niederling gesehen, aber falls sie im Tod nicht ihre Farbe ändern, scheinen sie sehr mächtige und sehr purpurne Frauen zu sein. Ganz Muskeln und Eisen kämpften sie, wie mir meine weniger glücklichen Gefährten berichteten, die gegen sie gefochten haben, wie wahnsinnige Widder und gehorchen dabei kleinen weibischen Männern in Frauenkleidern.

So schlimm all das auch gewesen sein mag, jetzt liegt es hinter uns. Trotz der Tatsache, dass Machtwort mit zweien seiner Köpfe entkommen konnte; trotz der Tatsache, dass die Anführerin der Niederlinge, eine ziemlich kräftige Frau mit einem entsprechenden massiven Schwert, fliehen konnte; trotz der Tatsache, dass wir zurzeit in einer Flaute stecken und uns nur noch ein Tag bleibt, bis der Mann, der uns von einem Steinhafen mitten aus dem Meer abholen sollte, zu dem Schluss kommen muss, dass wir tot sind, und weitersegelt; trotz der Tatsache, dass wir kurz danach tatsächlich sterben und unsere Leichen in der Mittagshitze verfaulen werden, während Möwen sich höflich darüber streiten, ob meine Augäpfel oder meine Genitalien der schmackhafteste Teil meines Körpers sind ...

Augenblick, ich bin nicht ganz sicher, worauf ich mit dieser Anmerkung hinauswollte.

Ich wünschte einfach, ich könnte mich entspannen. Das wünsche ich mir wirklich. Aber ganz so einfach ist das nicht. Das ständige Leid des Abenteurers besteht darin, dass das Abenteuer niemals mit der Leiche und der Beute endet. Ist das Blut vergossen und die Tat vollbracht, tauchen immer wieder Leute auf, die Vergeltung suchen, werden unterwegs alle möglichen Krankheiten aufgelesen. Zudem bleibt da noch die Tatsache, dass ein reicher Abenteurer nur ein besonders talentiertes und zeitweilig wohlhabendes Exemplar von Abschaum ist.

Trotzdem ... auch das ist es nicht, was mir Probleme bereitet. Jedenfalls nicht in dem Maße wie die Stimme in meinem Kopf.

Zuerst habe ich versucht, sie zu ignorieren. Ich habe versucht, mir einzureden, dass sie nicht in meinem Kopf spräche, sondern dass es nur meine abgrundtiefe Erschöpfung und meine geringe Moral wären, die mir zusetzen. Ich habe wirklich versucht, mir das einzureden ...

Die Stimme hat mich eines anderen belehrt.

Allmählich wird es schlimmer. Ich höre sie die ganze Zeit. Und sie hört mich die ganze Zeit. Sie weiß, was ich denke. Und was ich weiß, zieht sie in Zweifel. Sie erzählt mir alle möglichen schrecklichen Dinge, rät mir, noch schrecklichere Dinge zu tun, befiehlt mir zu verstümmeln, zu töten, zurückzuschlagen. Sie redet in letzter Zeit so laut, so laut, dass ich am liebsten ... dass ich einfach nur ...

Pardon.

Das Problem ist, dass ich die Stimme zum Verstummen bringen kann. Ich kann mir tatsächlich ein paar Augenblicke Ruhe vor ihr verschaffen ... aber nur, indem ich in der Fibel blättere.

Miron hat mir strengstens verboten, das zu tun. Der gesunde Menschenverstand hat mir ebenfalls davon abgeraten. Ich habe beide ignoriert. Dieses Buch ist schrecklicher, als ich mir jemals hätte vorstellen können. Zuerst sagte es mir gar nichts. Seine Seiten waren nur mit unsinnigen Symbolen gefüllt und mit Illustrationen von Leuten, die manipuliert, ausgeweidet, geköpft und zerfetzt werden, und zwar durch die Klauen, die Kiefer und den Verstand von verschiedenen Kreaturen, die zu gruselig sind, als dass ich sie in meinem Journal auch nur skizzieren könnte.

Als ich jedoch weiterlas ... ergab es allmählich mehr Sinn. Ich konnte die Worte entziffern, verstand, was sie bedeuteten und was sie andeuteten. Und als ich dann zu den Seiten zurückblätterte, die ich zuvor nicht hatte verstehen können, begriff ich plötzlich alles. Die Illustrationen sind nicht weniger grauenvoll, aber die Stimme ... die Stimme schweigt. Sie sagt nichts mehr. Und sie kommandiert mich nicht länger herum.

Diese Fibel scheint weder grammatisch noch philosophisch sinnvoll. Sie spricht trotz der Illustrationen nicht auf die Art und Weise

von Ausweidung, von schrecklichen Sünden oder dämonischem Befall, wie man erwarten sollte. Stattdessen spricht das Buch von Freiheit, von Selbstvertrauen, von einem Leben ohne den Zwang, vor jemandem knien zu müssen. Es ist eigentlich mehr ein Traktat, aber ich nehme an, ein Titel wie »Manifest der Niedertore« klingt längst nicht so packend.

Ich schlage das Buch nur spät in der Nacht auf. Vor meinen Gefährten kann ich es schwerlich tun. Tagsüber hocke ich darauf, damit sie auf gar keinen Fall einen Blick hineinwerfen können. Zu meiner großen Erleichterung hat es bis jetzt auch keiner von ihnen versucht. Ganz offenkundig bereiten andere Dinge ihnen weit mehr Kopfzerbrechen.

Ehrlich gesagt erleichtert es mich ein bisschen, dass alle so aufgewühlt und beklommen sind. Vor allem Gariath, denn dessen bevorzugte Methode, Stress abzubauen, besteht darin herumzubrüllen, mit den Zähnen zu knirschen und blindlings durch die Gegend zu stampfen. Üblicherweise endet so ein Anfall damit, dass ich Eimer und Wischmopp holen muss. Seit einiger Zeit jedoch sitzt er nur im Heck unseres kleinen Bootes, umklammert die Ruderpinne und starrt aufs Meer hinaus. Er lässt sich von nichts aus der Ruhe bringen und ignoriert uns vollkommen.

Bedauerlicherweise nehmen ihn sich die anderen nicht zum Vorbild.

Denaos ist der Einzige unter uns, der gute Laune hat. Denke ich allerdings darüber nach, kommt mir das merkwürdig vor. Immerhin, sagt er, hätten wir die Fibel. Für die man uns demnächst eintausend Golddukatzen zahlen würde. Geteilt durch sechs ergäbe das immer noch für jeden einzelnen Mann den Gegenwert von sechs Kisten Whiskey, drei teuren Huren, sechzig billigen Huren oder einer berausenden Nacht, in der man alles zuvor Genannte in verschiedenen Kombinationen genießen könne – falls er sich nicht verrechnet hätte. Er beleidigt die anderen, er spuckt, er knurrt, und er ist ganz offensichtlich gekränkt, dass wir ihn nicht herzlicher behandeln.

Seltsamerweise kann ihm nur Asper das Maul stopfen. Noch viel sonderbarer scheint mir, dass ihr das gelingt, ohne ihn anzu-

schreien. Ich fürchte, unsere Unternehmungen haben einen üblen Einfluss auf sie. In letzter Zeit scheint sie auch ihr Symbol nicht mehr zu tragen, was bei einer Priesterin des Talanas recht seltsam ist. Bei einer Priesterin, die dieses Symbol ständig poliert, zu ihm gebetet und gelegentlich auch gedroht hat, mit besagtem Symbol ihren Gefährten die Augen auszustechen, ist ein solches Verhalten geradezu besorgniserregend.

Draedaeleon scheint sich derweil zwischen Asper und Denaos zu zerreißen. Entweder himmelt er Erstgenannte mit einer Miene an, die an einen hungernden Welpen erinnert, oder aber er richtet seinen brennenden, hasserfüllten Blick auf Letzteren. Jedenfalls sieht er stets aus, als wollte er entweder Asper flachlegen oder Denaos in Brand setzen. Es mag psychotisch klingen, aber es wäre mir immer noch lieber, als wenn er unaufhörlich über Magie plappert und darüber doziert, dass es keine Götter gibt. Oder über das, was dieser höchst nervigen Kombination aus einem Magus und einem Jüngling sonst noch so einfällt.

Kataria ...

Kataria ist mir nach wie vor ein Rätsel. Von all meinen Gefährten habe ich sie zuerst getroffen, vor langer Zeit, in einem Wald. Anders als bei allen anderen musste ich mir ihretwegen niemals Sorgen machen, habe lange Zeit nie schlecht von ihr gedacht. Sie ist die Einzige, neben der ich ruhig schlafen kann, die Einzige, von der ich weiß, dass sie ihr Essen mit mir teilen würde, und die Einzige, die ich kenne, die mich weder für Gold noch bei Androhung von Gewalt im Stich lassen würde.

Warum also kann ich sie einfach nicht verstehen? Sie starrt mich ständig an. Sie redet mit mir ebenso wenig wie mit allen anderen, aber sie starrt nur mich an. Voller Hass? Oder Neid? Weiß sie, was ich mit der Fibel gemacht habe? Hasst sie mich deswegen?

Sie sollte glücklich sein, oder nicht? Die Stimme rät mir, sie zu massakrieren, sie zu töten. Ihr Gestarre bewirkt nur, dass die Stimme immer lauter wird. Dadurch, dass ich in der Fibel lese, gelingt es mir wenigstens, Kataria ansehen zu können, ohne das Gefühl zu bekommen, mein Kopf würde brennen.

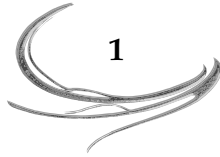
Nur wenn sie schläft, kann ich sie ungeniert betrachten. Dann

sehe ich sie, wie sie ist ... und werde selbst dann nicht aus ihr schlau. Ich kann sie so lange anstarren, wie ich will, aber ich kann einfach nicht ...

Süßer Khetashe, diese ganze Sache ist ein bisschen sonderbar, oder?

Wir haben die Fibel. Allein das zählt. Schon bald werden wir sie gegen Gold eintauschen, uns damit Schnaps und Huren kaufen und abwarten, wer uns als Nächstes engagiert. Vorausgesetzt natürlich, dass wir es bis zu unserem Treffpunkt schaffen, zur Insel Teji. Uns bleibt noch eine Nacht, um das zu bewerkstelligen. Seit ich angefangen habe zu schreiben hat sich jedoch kein einziges Lüftchen mehr gereg, und wir dümpelten auf dem tiefen, endlosen Meer.

Es wäre eitel, sich Hoffnungen zu machen.



1

DEN SONNENAUFGANG STEHLEN

Auf dem Land nahte der Morgen nie so still.

In den weit verstreuten Oasen in der Wüste herrschte Lärm selbst dort, wo alle anderen Geräusche erstarben schienen. Das Morgengrauen wurde vom Gezwitzcher der Vögel begleitet, vom Knarren der Betten, wenn sich die Menschen erhoben und vor ihrem Tagewerk ein karges Frühstück aus Brot und Wasser verzehrten. Auf dem Land kam mit der Sonne das Leben.

In der Stadt endete das Leben mit der Sonne.

Anacha blickte von ihrem Balkon aus über Cier'Djaal, als die Sonne über die Hausdächer aufstieg und zwischen Türmen hindurchlinste, um auf die sandigen Straßen unter ihr zu scheinen. Die Stadt schien sich daraufhin noch weiter in sich zurückzuziehen, raffte die Schatten wie eine Decke über sich und bedeutete dem Gestirn, sie noch etwas länger schlafen zu lassen.

Kein Vogelgesang drang an Anachas Ohren; Händler verkauften diesen Gesang auf dem Markt für Preise, die sie sich nicht leisten konnte. Kein Geräusch von knarrenden Betten war zu hören; die Klienten schliefen auf Kissen auf dem Boden, damit sie die Hetären nicht weckten, wenn sie spätnachts gingen. Kein Brot, kein Wasser; das Frühstück wurde serviert, wenn die Kunden gegangen waren und die Mädchen sich von der Nacht erholten.

Ihr Gesicht verfinsterte sich, als sie das Gerüst und die Ziegelsteine eines Turms betrachtete, der direkt vor ihrem Balkon errichtet wurde. Sie hatte gehört, wie die Arbeiter sagten, er wäre in einem Jahr fertig.

Ein Jahr, dachte sie, dann stiehlt mir die Stadt auch noch die Sonne.

Ihre Ohren zuckten, als sie das Schaben des Rasiermessers hörte. Wie jeden Morgen erschien es ihr seltsam, dass dieses scharfe, unangenehme Geräusch ein Lächeln auf ihre Lippen zauberte. Und ebenso eigentümlich fand sie es, dass dieser Klient sich die Zeit nahm, sich jedes Mal zu rasieren, wenn er sie besuchte.

Sie drehte sich auf ihrem Sitzkissen herum und betrachtete den Hinterkopf des Mannes. Er war rund und bronzefarben wie der Rest seines nackten Körpers. Sein Gesicht in dem Spiegel über ihrem Waschbecken war ruhig; die Linien, die sich im Lauf des Nachmittags zu Falten der Anstrengung vertiefen würden, waren noch kaum zu erkennen. Augen, die er später zum Schutz vor der aufgehenden Sonne zusammenkneifen würde, spiegelten sich jetzt strahlend blau in dem Glas, als er sorgfältig mit dem Rasiermesser über seine schaumbedeckte Kopfhaut fuhr.

»Ich wette, Ihr habt wunderschönes Haar«, sagte sie vom Balkon aus. Da er sich nicht umdrehte, räusperte sie sich und sprach lauter weiter. »Lange, dichte Locken roten Haares, das Euch bis zu den Pobacken reichen würde, gäbt Ihr ihm nur zwei Tage, um zu wachsen.«

Er hielt inne und presste die eben erwähnten Pobacken zusammen. Sie kicherte und richtete sich auf ihrem Kissen auf, sodass sie ihn von unten nach oben ansehen konnte. Sie stellte sich den Fluss aus Feuer vor, der von seiner Kopfhaut herunterströmen würde.

»Ich könnte darin schwimmen«, seufzte sie, »Stunden um Stunden. Es würde keine Rolle spielen, ob die Sonne scheint oder nicht. Selbst wenn Euer Haar nur das Licht einer einzelnen Kerze reflektierte, würde es mich blenden.«

Sie glaubte, im Spiegel den Anflug eines Lächelns auf seinem Gesicht zu bemerken. Falls es wirklich eines gewesen sein sollte, war es verschwunden, als er mit dem Rasiermesser über seine Kopfhaut fuhr und mit einer kurzen Bewegung seines Handgelenks den Schaum in das Waschbecken schnippte.

»Mein Haar ist schwarz«, gab er zurück, »wie das jedes Mannes aus Cier'Djaal.«

Sie murmelte, rollte sich auf den Bauch und stützte ihr Kinn auf die Hände. »Ich bin wirklich froh, dass meine Poesie nicht an heidnische Ohren verschwendet wird.«

»Der Begriff ›heidnisch‹ bezeichnet in der allgemein verbreiteten Landessprache einen Mann, der nicht an Götter glaubt. Da ich keinem Glauben fröne, hast du nicht ganz unrecht. Da jedoch keine Götter existieren, liegst du vollkommen falsch.« Diesmal lächelte er ihr im Spiegel zu, als er das Rasiermesser erneut auf seinem Schädel ansetzte. »Außerdem habe ich nicht für Poesie bezahlt.«

»Dann ist es mein Geschenk an Euch«, erwiderte Anacha, stand auf und verbeugte sich anmutig.

»Geschenke werden normalerweise mit der Erwartung überreicht, dass man sie zurückgibt.« Er ließ die Worte in der Luft schweben wie die Axt eines Henkers, während er ein weiteres Stück Kopfhaut rasierte.

»Erwidert.«

»Wie?«

»Wenn das Geschenk zurückgegeben würde, würdet Ihr mir einfach nur dasselbe Gedicht zurückgeben. Wenn Ihr es erwidern würdet, bedeutete das, dass Ihr mir ein Gedicht von Euch schenken würdet.«

Der Mann hielt inne, tippte sich mit dem Rasiermesser ans Kinn und summte nachdenklich. Dann legte er eine Hand auf seinen Mund und räusperte sich.

»Es gab einmal einen Burschen aus Allsraq ...«

»Halt!«, unterbrach sie ihn und hob eine Hand. »Manchmal kann eine Person einer anderen auch ein Geschenk machen, ohne dass es ihr vergolten wird.«

»Ohne dass es erwidert wird.«

»In diesem Fall dürfte mein Ausdruck treffender sein.« Sie zog einen Morgenmantel über, sah ihn im Spiegel an und runzelte die Stirn. »Die Sonne schläft immer noch, denke ich. Ihr müsst noch nicht gehen.«

»Das habe weder ich zu bestimmen«, erwiderte der Mann, »noch du.«

»Findet Ihr es nicht besorgniserregend, dass Ihr Eure Entscheidungen nicht selbst treffen könnt?«

Im selben Moment bedauerte Anacha ihre Worte, weil sie wusste, dass er diese Frage ebenso gut ihr hätte stellen können. Sie vermied sorgfältig seinen Blick und sah zur Tür, der Tür, die sie niemals mehr durchqueren würde, und die auf den Korridor hinausging, der zu der Wüste führte, die sie niemals wiedersehen würde.

Sie rechnete es Bralston hoch an, dass er stumm blieb.

»Ihr könnt nicht etwas später gehen, oder?«, drängte sie ihn, kühner geworden.

Lautlos glitt sie hinter ihn, schlang ihre Arme um seine Taille und zog ihn dichter an sich. Sie atmete tief sein Aroma ein, roch die Nacht an ihm. Sein Duft blieb noch einige Stunden hängen, nachdem er verschwunden war, wie sie schon oft bemerkt hatte. Wenn er am Abend zu ihr kam, roch er nach den Märkten und dem Sand der Welt da draußen. Verließ er sie am Morgen, duftete er nach ihrem Zimmer, nach ihrem Gefängnis aus Seide und Sonnenlicht.

Erst wenn der Mond am Himmel stand, roch sie ihn und sich selbst, roch, wie sich ihre Düfte vereinten, wie sich ihre Körper in der Nacht zuvor vereint hatten. Sie nahm eine Mischung aus Mondlicht und flüsterndem Sand wahr, so einzigartig wie eine seltene Orchidee. An diesem Morgen war sein Duft noch ein wenig länger als gewöhnlich geblieben, und sie inhalierte ihn tief wie eine Süchtige.

»Oder geht überhaupt nicht«, fuhr sie fort und zog ihn noch enger an sich. »Das Venarium kann auch einen Tag ohne Euch auskommen.«

»Was es auch häufig genug tut«, gab er zurück und ließ seine freie Hand zu ihrer heruntersinken. Sie fühlte die Elektrizität auf seiner Haut, sehnte sich danach, dass seine Lippen die Worte aussprachen, die sie erlösen würden. Der leise Seufzer, mit dem er ihre Hand von seiner Taille löste, um sich weiter zu rasieren, klang fast wie ein Wimmern.

»Und heute hätte auch ein solcher Tag werden sollen. Doch dass er es nicht geworden ist, bedeutet auch, ich darf ihn nicht versäumen.« Er schabte eine weitere Schicht Schaum von seinem Schädel. »Im Venarium werden nur selten Zusammenkünfte zu dieser frühen Stunde einberufen.« Ein weiterer Streifen Schaum verschwand. »Und eine Konferenz der Bibliothekare wird zu dieser Zeit so gut wie niemals angeordnet.« Er rasierte das letzte Stück Schaum von seiner Kopfhaut und schlug es mit einer kurzen Handbewegung ins Bassin. »Falls die Bibliothekare diesem Ruf nicht folgen...«

»Bricht die Magie zusammen, werden die Gesetze nicht mehr befolgt, strömt das Blut über die Straßen, gibt es Hunde mit zwei Köpfen und Babys, die Feuer speien.« Sie seufzte dramatisch, ließ sich auf ihr Kissen fallen und fuchtelte mit der Hand über ihrem Kopf herum. »Und so weiter und so fort.«

Bralston warf ihr einen kurzen Seitenblick zu, als sie sich ausstreckte und ihre Robe sich öffnete, sodass ihre nackte braune Haut darunter sichtbar wurde. Sie bemerkte durchaus, dass er die Brauen hob, ebenso wie sie seine Ignoranz registrierte, als er zu seinen Kleidern ging, die über einem Stuhl lagen. Beides löste keine Reaktion bei ihr aus, wohl aber der Seufzer, der sich ihm entrang, als er mit der Hand über seine Hose strich.

»Bist du dir meiner Pflichten gewahr, Anacha?«

Sie blinzelte, unsicher, wie sie antworten sollte. Nur sehr wenige Menschen wussten wirklich, woraus die »Pflichten« des Venarium bestanden. Waren jedoch ihre äußerlichen Aktivitäten ein Hinweis darauf, schienen die Aufgaben des Magierordens darin zu bestehen, sämtliche Handleser, Wahrsager und anderen Betrüger aufzuspüren und zu verhaften,

sowie besagte Scharlatane und ihre Spießgesellen zu verbrennen, zu versengen, in Eisblöcke zu verwandeln oder einfach zu zermalmen.

Über die Pflichten der Bibliothekare jedoch, ein Geheimnis im Geheimen Orden des Venarium, vermochte niemand auch nur eine Vermutung anzustellen, und ganz gewiss nicht sie. »Ich möchte meine Frage anders formulieren«, meinte Bralston, nachdem sich ihr Schweigen zu lange hingezogen hatte. »Bist du dir meiner Gabe bewusst?«

Er wandte sich ihr zu, und plötzlich strahlte rotes Licht in seinem Blick. Sie erstarrte. Sie hatte vor langer Zeit bereits gelernt, vor diesem Blick zu erzittern, ebenso wie die Scharlatane und Betrüger. Der böse Blick eines Magus neigte dazu, gefährlicher zu sein als der jedes anderen, wenn auch nur deshalb, weil ihm für gewöhnlich und recht unmittelbar ein höchst unschönes Ableben folgte.

»Das ist alles, was es ist: eine Gabe«, fuhr er fort, während die Flammen in seinen Augen loderten. »Und solche Gaben verlangen eine Gegenleistung. Dies hier«, er tippte mit einem Finger an seinen Augenwinkel, »ist uns nur gegeben, solange wir es respektieren und seinen Gesetzen Folge leisten. Und jetzt frage ich dich, Anacha, wann war Cier'Djaal zuletzt eine gesetzestreue Stadt?«

Sie antwortete nicht, weil sie wusste, dass keine Antwort vonnöten war. Sobald er erkannte, dass sie begriffen hatte, erloschen die Flammen. Der Mann, der sie jetzt anblickte, war nicht mehr derselbe, der in der Nacht zuvor zu ihr gekommen war. Sein braunes Gesicht war von eleganten Zügen gezeichnet, und seine geschwungenen Lippen waren für Worte und Anrufungen reserviert, nicht für Gedichte.

Anacha sah ihm zu, als er sich rasch ankleidete. Er stopfte das Hemd in die Hose und warf einen langen roten Mantel über sein Wams. Das Anlegen seines Gewandes war ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, dass er auf einen prüfenden Blick in den Spiegel verzichtete, als er zur Tür ging, um lautlos zu verschwinden.

Sie protestierte nicht, als er die Münzen auf ihre Kommode legte. Sie hatte ihm vor langer Zeit gesagt, dass er sie nicht mehr bezahlen musste. Sie hatte sogar versucht, ihm die Münzen zurückzugeben, als er ging. Sie hatte ihn angeschrien, ihn verflucht, ihn angefleht, die Münzen zu nehmen und wenigstens so zu tun, als wären sie Liebende, die im Mondlicht zusammengekommen waren, und nicht Hetäre und Besucher, die sich nur in dem klar definierten Bereich von Seide und Parfüm begegneten.

Er ließ die Münzen liegen und glitt aus der Tür.

Sie wusste, dass sie sich damit zufriedengeben musste, ihm nachzublicken. Sie musste mit ansehen, wie der Mann, den sie in der Nacht zuvor geliebt hatte, nur eine Mulde in ihrem Bett hinterließ. Von seiner Identität blieb nichts als ein schwacher Umriss aus Schweiß auf den Laken und ein Abdruck auf einem Kissen. Die Laken würden gewaschen, das Kissen würde geglättet werden. Bralston der Liebhaber würde in dem leisen Rascheln von Laken sterben.

Bralston der Bibliothekar würde seine Pflicht erfüllen, komme, was da wolle.

»Müsst Ihr das tun?«, erkundigte sich der Schreiber.

Bralston ließ seinen Blick einen Moment auf der kleinen Statuette ruhen. Er nahm sich immer einen Moment Zeit für die Bronzefrau. Sie hatte kurz geschorenes Haar, hielt den Hirtenstab in der einen und das Schwert in der anderen Hand, inmitten einer Meute kauern der Jagdhunde. So wie er sich auch immer die Zeit nahm, grüßend seinen Augenwinkel zu berühren, wenn er an der Statue in den Gängen des Venarium vorüberging.

»Was tue ich?«, fragte der Bibliothekar, obwohl er es sehr genau wusste.

»Das hier ist nicht der rechte Ort für Anbetungen, wie Euch klar sein dürfte«, murmelte der Schreiber und warf dem großen Mann an seiner Seite einen finsternen Blick zu. »Das sind die Hallen des Venarium.«

»Und die Hallen des Venarium sind ein Ort des Gesetzes«, konterte Bralston, »und das Gesetz von Cier'Djaal besagt, dass alle Geschäftsdokumente den Stempel der Hundeherrin, der Hüterin der Gesetze, tragen müssen.«

»Das bedeutet nicht, dass Ihr sie wie eine Göttin anbeten müsst.«

»Eine Geste des Respekts ist keine Anbetung.«

»Aber es kommt Götzendienst gefährlich nahe«, erwiderte der Schreiber, der so drohend zu klingen versuchte, wie ein untergesetzter Mann in einer zu weiten Robe es vermochte.

»Und das ist ganz gewiss ein Verstoß.«

Natürlich wusste Bralston, dass es letztlich weniger um das Gesetz ging als vielmehr darum, dass es in den Augen des Venarium schlicht psychotisch war. Welchen Sinn hatte es schon, einen Götzen anzubeten? Götzenbilder waren die verkörperte Heuchelei des Glaubens und repräsentierten Dinge, die so viel mehr waren als die Menschheit und im eklatanten Widerspruch dazu nach dem Abbild der Menschheit geschaffen waren. Welchen Nutzen also hatte das?

Götter existierten nicht, weder als Abbild des Menschen noch anders. Die Menschheit existierte. Sie war die ultimative Macht in der Welt, und die Magier waren die ultimative Macht innerhalb der Menschheit. Götzenbilder betonten das nur.

Trotzdem, klagte der Bibliothekar stumm, während sein Blick durch die lange Halle schweifte, kann man dem Götzendienst zumindest zugutehalten, dass er ästhetischer ist als das hier.

Die Bronzestatue war so klein, dass sie fast vor den rosafarbenen Steinwänden und Böden verschwand, die weder von Teppichen, Gobelins noch von einem einzigen Fenster geschmückt wurden, das breiter gewesen wäre als die Handspanne eines Mannes. Sie war das Einzige, was daran erinnerte, dass dies ein Ort der Gelehrsamkeit und des Gesetzes war und keine Gefängniszelle.

Dennoch, räumte er ein, hat es eine durchaus beeindruckende

ckende Wirkung, wenn man seine Schritte durch die Korridore hallen hört. Vielleicht war dies der architektonische Beweis für die Leugnung irgendwelcher Götter durch die Magier. Hier, innerhalb des Venarium selbst, in diesen Korridoren, wo keine Gebete über dem widerhallenden Donnern der Schritte zu hören waren, erwies sich die Menschheit als die letzte Macht.

»Der Lektor erwartet Euch«, murmelte der Schreiber, als er die Tür aufzog. »Und zwar bereits seit einer ganzen Weile!«, setzte er noch hastig hinzu, da ihm seine erste Feststellung offensichtlich nicht genau genug war. »Beeilt Euch.«

Bralston nickte ihm beiläufig zu und betrat dann das Büro, dessen Tür sich hinter ihm geräuschlos schloss.

Lektor Annis, dem Gesetz ebenso ergeben wie jedes andere Mitglied des Venarium, respektierte das Diktat der Bescheidenheit. Trotz seiner Position als oberster Bibliothekar, umfasste sein Büro nur einen kleinen Raum, in dem gerade ein Stuhl, ein großes Buchregal und der Schreibtisch Platz fanden, hinter dem er saß. Auf seinen schmalen Schultern schimmerte das Sonnenlicht, das von den Schlitzen in den Wänden hereingelassen wurde.

Bralston grüßte seinen Vorgesetzten mit der gebräuchlichen Verbeugung, als etwas seine Aufmerksamkeit erregte. Dass drei weitere Stühle im Büro standen, war allein schon höchst ungewöhnlich. Und dass die drei Leute, die darauf saßen, eindeutig keine Magier waren, war beispiellos.

»Bibliothekar Bralston«, Annis' Stimme klang tiefer, als man bei seiner schwächtigen Gestalt vermutet hätte. »Wir sind höchst erfreut, dass Ihr kommen konntet.«

»Meine Pflicht hat stets Vorrang, Lektor«, antwortete Bralston und trat einen weiteren Schritt in den Raum. Dabei betrachtete er die anderen Gäste neugierig. Es handelte sich um zwei Männer und eine sichtlich erschöpfte Frau. »Verzeiht mir, aber man sagte mir, es wäre ein Treffen der Bibliothekare.«

»Ich bitte um Verzeihung, mein guter Mann.« Einer der

Männer erhob sich schneller aus seinem Stuhl, als der Lektor das Wort ergreifen konnte. »Dieser Irrtum, der vollkommen unbeabsichtigt entstanden ist, wurde durch die fehlerhafte Benutzung des Plurals erzeugt. Denn, wie Ihr sehen könnt, ist dies tatsächlich ein Treffen.« Sein Lächeln enthüllte eine Reihe gelber Zähne. »Und Ihr seid in der Tat ein Bibliothekar.«

Klippenaffe.

Sein Gestank verriet die Herkunft dieses Mannes, noch bevor die geschwätzige Beredsamkeit und die tätowierte rötliche Haut es vermochten. Bralstons Blick glitt an dem wandelnden Tintenklecks vorbei zu seinem Gefährten. Das ernste Gesicht des Mannes und die braune Haut verrieten, dass er ein Djaalmann war, und die angewiderte, finstere Miene, mit der er Bralston betrachtete, zeigte dies noch deutlicher. Der Grund für die Feindseligkeit wurde in dem Moment offenbar, als der Mann den Anhänger der Meeressäuglerin Zamanthras betastete, der um seinen Hals hing.

»Gut beobachtet«, antwortete der Lektor, dessen Ton ebenso scharf war wie der Blick seiner zusammengekniffenen Augen, mit denen er den Klippenaffen musterte. »Indes, Meister Shunnuk, der Schreiber hat dich über die korrekten Anreden in Kenntnis gesetzt. Vergiss sie nicht.«

»Ah, meine Begeisterung sprudelt einfach über und besudelt den Teppich meines höchst gnädigen Gastgebers.« Der Klippenaffe legte seine Hände zusammen und verbeugte sich fast bis zum Boden. »Ich entschuldige mich tausendfach, Ihr Herren, wie es die Sitte in Eurem schönen Juwel von einer Wüstenstadt ist.«

Bralston runzelte die Stirn; plötzlich kam ihm die Gesellschaft von Anacha noch tausendmal erfreulicher vor, und die Erinnerung an die Wärme ihres Bettes ließ ihn trotz der erstickenden Enge des Büros frösteln.

»Wie Ihr Euch vorstellen könnt, Bibliothekar Bralston«, meinte Annis, der offenbar in der Miene seines Untergebenen lesen konnte, »waren es höchst beunruhigende Umstände,

welche diese ... edlen Herren und ihre Gefährtin auf unsere Schwelle gespült haben.«

Die Frau zitterte so heftig, dass Bralston trotz der Entfernung fast die Vibrationen ihres Körpers fühlen konnte. Er warf einen interessierten Blick über seine Schulter und runzelte die Stirn, als er eine Person sah, die vor langer Zeit einmal wunderschön gewesen sein musste.

Ihre Wangen umrahmten schlaff ihren Mund und wiesen rötliche Flecken auf, wo eigentlich lebhafter Glanz hätte sein sollen. Ihr Haar hing matt und fettig vor ihrem gesenkten Gesicht. Sein Blick streifte ihre Augen nur kurz. Sie hatten einst gewiss von etwas anderem als von den Tränen gestrahlt, die jetzt darin schimmerten. Dann blickte sie rasch auf ihr zerfetztes Kleid herab und fuhr mit einem Finger über einen großen Riss im Stoff.

»Gewiss, gewisslich«, sagte der Klippenaffe Shunnuk. »Natürlich sind wir so schnell hierhergekommen, wie die schwachen Körper, mit denen unsere Götter uns verflucht haben, es vermochten. Diese schreckliche Geschichte, die dieses Weib Euch erzählen wird, und es wäre schändlich von mir, Euch nicht vorzuwarnen, ist nichts für verzagte Gemüter. Ihr mögt große Hexenmeister sein, aber ich habe bisher noch keinen Mann getroffen, der es vermocht hätte ...«

»Falls es irgendwie möglich wäre«, unterbrach Bralston ihn, während er den Gefährten des Klippenaffen scharf musterte, »würde ich es bevorzugen, wenn er diese Geschichte erzählt. Meister ...«

»Massol«, antwortete der Djaalman rasch und ohne Umschweife. »Wenn es für Euch akzeptabel wäre, würde ich eine weniger respektvolle Anrede bevorzugen.« Er kniff die Augen zusammen und packte seinen Anhänger fester. »Ich habe nämlich nicht die Absicht, Ungläubigen irgendwelche Höflichkeiten zu erweisen.«

Bralston verdrehte die Augen. Natürlich konnte er einem unerleuchteten Mann seinen Aberglauben nicht übel nehmen. Immerhin war der einzige Grund, warum die Leute

ihn einen Ungläubigen nannten, eben der, dass sie so dumm waren, an unsichtbare Himmelswesen zu glauben, die über sie wachten. Bralston war niemand, der einen Hund dafür schalt, dass er sich den After leckte, also nickte er dem Djaalmann einfach zu.

»Sprich weiter«, forderte er ihn auf.

»Wir haben diese Frau vor einigen Wochen aus der See von Buradan gefischt«, begann der Seemann namens Massol ohne Umschweife. »Wir haben sie in dem Wrack eines Schiffes gefunden, das auf dem Meer trieb und aus Schwarzholz bestand.«

Eine Schiffbrüchige, dachte Bralston, tat den Gedanken jedoch rasch ab. Ganz gewiss würde kein vernünftiger Mensch wegen einer solchen Trivialität die Hilfe des Venarium beanspruchen.

»Schiffe aus Schwarzholz segeln nicht so weit im Süden.« Massols Augen verengten sich, als hätte er die Gedanken des Bibliothekars gelesen. »Sie behauptet, sie wäre von einem Ort noch weiter westlich abgetrieben worden, in der Nähe der Inseln von Teji und Komga.«

»Diese Inseln sind nicht bewohnt«, murmelte Bralston zu sich selbst.

»Und ihre Geschichte wird von da an noch unglaubwürdiger«, gab Massol zurück. »Es sind Geschichten von Echsenmännern, von purpurnen Frauen...« Er winkte ab. »Wahnsinn.«

»Nicht, dass der Gedanke, sie aufzuspüren, uns nicht in den Sinn gekommen wäre«, mischte sich Shunnuk mit einem anzüglichen Grinsen ein. »Purpurne Frauen? Jeder vernünftige Edelmann, der mit normaler Neugier und gesundem Appetit ausgestattet ist, müsste sich schon sehr zusammennemen, wenn er sich nicht fragte, ob sie wirklich überall purpurn sind oder ...«

»Ich glaube, es wird Zeit, die eigentliche Zeugin anzuhören.« Lektor Annis unterbrach den Mann und hob die Hand. Dann drehte er sich auf seinem Stuhl um und richtete seinen

prüfenden Blick auf die Frau. »Wiederhole deine Geschichte für Bibliothekar Bralston.«

Ihre einzige Reaktion bestand darin, den Kopf noch mehr zu senken. Sie schien sich zusammenzufalten, umschlang sich mit den Armen, zog die Knie an ihre Brust, als versuchte sie, in sich selbst zu verschwinden, bis nichts mehr übrig blieb als der leere Stuhl.

Bralston spürte, wie seine Miene sich immer mehr verfinsterte. Er hatte bereits zuvor gesehen, wie Frauen und Mädchen versucht hatten, sich unsichtbar zu machen. Es gab immer wieder neue Frauen, die in Anachas Arbeitsstelle aus und ein gingen, junge Frauen, deren Eltern keine andere Möglichkeit fanden, ihre Schulden zu begleichen, Mädchen, die aus der Wüste geraubt und in Seide gekleidet wurden, die auf ihrer Haut juckte. Häufig hatte er gesehen, wie sie zu wartenden Kunden in ihre neuen Gemächer geführt wurden, im Licht gedämpfter Laternen, um die Tränen auf ihren Gesichtern zu verbergen.

Er hatte sich oft gefragt, ob Anacha ebenfalls solche Tränen geweint hatte, als sie so jung gewesen war. Und er fragte sich stets, ob sie es immer noch tat.

Diese Frau hier jedoch hatte keine Tränen mehr zu vergießen. Woher auch immer sie gekommen war, sie hatte dort ihre Tränen vergossen, dort waren sie versiegt. Und zwar durch Gewalt, folgerte er, wenn man den Schwellungen auf ihrem Gesicht glauben konnte. Er ging vor ihr auf ein Knie, wie vor einem Welpen, und bemühte sich, in ihr Gesicht zu blicken, wollte sie überzeugen, dass alles gut würde, dass der Ort des Gesetzes ein sicherer Hafen vor Gewalt und vor Barbarei wäre, dass sie die Zeit bekäme, die sie brauchte, um ihre Tränen wiederzufinden.

Lektor Annis teilte diese Empfindsamkeit offenbar nicht.

»Bitte!«, drängte er sie. Seine Stimme klang sonor und hallte, ein Ton, den er für gewöhnlich Anrufungen vorbehielt. Er lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und legte die Finger aneinander, um klarzumachen, dass dies keine Bitte war.

»Ich war ...«, ihre Stimme drang zögerlich und krächzend aus ihrer Kehle. »Ich war eine Händlerin. Eine Gewürzhändlerin aus Muraska, und ich wollte nach Cier'Djaal. Wir sind vor zwei Monaten durch die See von Buradan gesegelt.«

»Jetzt wird es interessant«, sagte der Klippenaffe, dessen Grinsen noch breiter wurde.

»Schweig! Bitte!«, fuhr Bralston ihn an.

»Wir wurden ... wir wurden angegriffen«, fuhr sie fort. Sie begann zu keuchen. »Schwarze Boote bedeckten das Meer, wurden von purpurnen Frauen in schwarzen Rüstungen gerudert. Sie landeten, zückten ihre Schwerter, töteten die Männer ... sie töteten alle bis auf mich.« Sie starrte ins Nichts, während ihre Erinnerung über das Meer zurückzugleiten schien. »Wir wurden ... ich wurde mit der Fracht umgeladen.

Da war eine Insel. Ich weiß nicht, wo. Männer mit schuppiger grüner Haut entluden die Boote, während die purpurnen Frauen sie mit Peitschen schlugen. Die Männer, die tot und blutüberströmt zu Boden fielen, wurden ... sie wurden verfüttert ... an ...«

Ihr Gesicht zuckte, als Qual und Furcht versuchten, ihre erstarrten Züge zu verziehen. Bralston sah, wie ihre Hände zitterten und ihre Finger sich in ihren zerfetzten Rock bohrten, als versuchte sie, sich in sich selbst zu vergraben und sich vor den scharfen Blicken, die sich auf sie richteten, aufzulösen.

Sie hat Angst, dachte der Bibliothekar. Ganz eindeutig. Unternimm etwas. Verzögere diese Inquisition. Du hast geschworen, das Gesetz durchzusetzen, nicht, ein oberflächlicher und grausamer ...

»Den wichtigen Teil, bitte«, murmelte Lektor Annis, dessen Stimme seine Ungeduld unmissverständlich zum Ausdruck brachte.

»Ich wurde in den hinteren Teil einer Höhle geschafft«, fuhr die Frau fort, deutlich bemüht, sich sowohl gegen die Erinnerung als auch gegen den Lektor zu wappnen. »Dort waren bereits zwei andere Frauen. Die eine war ... erschöpft. Ich konnte nicht aufhören zu weinen, aber sie hat nicht ein-

mal hochgesehen. Wir wurden beide zu einem Bett geführt, zu dem ein Mann kam, ein großer purpurner Mann, der eine Dornenkrone auf dem Kopf trug, an der rote Edelsteine befestigt waren. Er bettete mich ... ich ... er hat ...«

Ihre Augen flackerten, als sie den Schmerz schließlich nicht mehr verbergen konnte. Trotz des lauten und gereizten Seufzers des Lektors biss sie sich auf die Unterlippe, bis das Blut herausquoll. Da es ihr nicht möglich war, in sich selbst zu verschwinden oder sich in sich selbst zu vergraben, begann sie, so stark zu zittern, bis es schien, als würde sie in Stücke zerbrechen.

Bralston beugte sich noch weiter herunter und versuchte, ihr in die Augen zu sehen. Er hob eine Hand, überlegte es sich dann jedoch anders. Er wagte es nicht, diese zerbrechliche Kreatur zu berühren, aus Angst, dass sie auseinanderfallen könnte. Stattdessen sprach er leise zu ihr; seine Stimme hob sich kaum lauter als zu einem Flüstern.

So wie er zu Anacha gesprochen hatte, als sie unter seinem Griff gezittert hatte, als sie Tränen in seinen Schoß vergossen hatte.

»Sag uns nur, was wir wissen müssen«, meinte er sanft. »Lass den Schmerz einstweilen ruhen. Wir brauchen ihn nicht. Aber was wir brauchen«, er beugte sich dichter zu ihr, und seine Stimme wurde noch leiser, »ist deine Hilfe, um diesen Mann aufzuhalten.«

Die Frau blickte hoch, und jetzt sah er Tränen. Unter anderen Umständen hätte er sie angelächelt, sie umarmt. Stattdessen jedoch erwiderte er nur ihr heftiges Nicken.

»Als die andere Frau nicht mehr schrie«, fuhr sie fort, »als sie nicht mehr weinen wollte, verbrannte der Mann sie.« Sie zuckte krampfhaft zusammen. »Bei lebendigem Leib.« Sie wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. »Ich habe schon zuvor Magie erlebt, habe gesehen, wie Hexenmeister sie wirkten. Aber sie waren danach immer schwach, erschöpft. Dieser Mann dagegen ...«

»... war es nicht«, beendete der Lektor den Satz für sie.

»Sie hat verschiedene ähnliche Vorfälle mit diesem Mann und drei weiteren Hexern auf dieser Insel beobachtet. Keiner von ihnen ist auch nur in Schweiß geraten, während sie die Gabe benutzten.«

Und das konnte man mir nicht in einem Brief mitteilen? Oder unter vier Augen diskutieren? Bralston spürte, wie ihm der Zorn die Kehle zuschnürte. *Wir mussten dieses arme Wesen hier dazu zwingen, es erneut zu durchleben?* Er stand auf und öffnete den Mund, um diese Gedanken zu äußern, schloss ihn jedoch hastig wieder, als der Lektor seinen scharfen, wissenden Blick auf ihn richtete.

»Eure Gedanken, Bibliothekar.«

»Ich habe noch nie von etwas Purpurnem auf zwei Beinen gehört«, erwiderte er. »Sollte jedoch eine Verletzung der Gesetze der Magie vorliegen, ist unsere Pflicht klar.«

»Dem stimme ich zu«, antwortete Annis und nickte förmlich. »Den physischen Preis der Magie zu negieren ist eine Negation des Gesetzes, gleichbedeutend mit der größten Häresie. Ihr trefft zügig Eure Vorkehrungen und meldet Euch in Port Destiny. Dort findet Ihr ...«

Ein raues Husten unterbrach den Lektor. Er und der Bibliothekar richteten ihre Blicke auf den grinsenden Klippenaffen, und ihr Zorn zeichnete sich auf ihren finsternen Mienen deutlich ab.

»Verzeiht uns, dass wir Euren Erwartungen von edlen und selbstaufopfernden Ehrenmännern nicht entsprechen, edle Herren«, sagte Shunnuk und machte hastig so etwas wie eine Verbeugung. »Aber ein Mann muss nach den Gesetzen leben, die seine Mitmenschen festlegen, und man hat uns gesagt, dass Herren Eurer besonderen Profession eine nicht unbeträchtliche Summe bieten, wenn man ihnen Berichte überbringt von Taten, die Euren besonderen Glauben besudeln und ...«

»Du willst Gold«, unterbrach Bralston ihn. »Ein Kopfgeld.«

»Ich würde niemals Gold aus den Händen eines Ungläubigen annehmen«, erklärte der Djaalmann streng. »Aus seinen Händen dagegen schon.« Er deutete auf Shunnuk.

Bralston hob eine Braue und ignorierte die Beleidigung, die sich hinter dieser Bemerkung verbarg. »Ein Bericht dieser Art wird in zehn Goldmünzen aufgewogen, die übliche Bezahlung für eine Information, die den illegalen Gebrauch von Magie betrifft.«

»Eine höchst großzügige Summe«, sagte der Klippenaffe, der es gerade noch vermied, sich die Stirn auf dem Boden aufzuschlagen, so devot verbeugte er sich. »Seid versichert, dass wir sie sehr gut verwenden und dabei an Eure Ehre denken werden, und das Wissen über unsere gute Tat nur dazu dient, den Glanz dieses Moments zu verstärken.«

»Wohlan denn.« Der Lektor kritzelte hastig etwas auf ein Stück Pergament und reichte es Shunnuk, dessen Hände gierig zuckten. »Gib dies dem Schreiber am Ausgang.«

»Ganz gewiss«, antwortete Shunnuk, als er sich auf dem Absatz herumdrehte, um seinem Gefährten zur Tür zu folgen. »Es ist mir wie immer ein Vergnügen, mit der höchst großzügigen Kaste der Hexenmeister Geschäfte zu machen.«

Bralston lächelte aus zwei Gründen. Einmal, weil endlich der Gestank verschwinden würde, und dann über die Erleichterung, die er auf dem Gesicht der Frau zu sehen erwartete, als sie jetzt erfuhr, dass Gerechtigkeit geübt werden würde. Dass sie jedoch erneut zitterte, irritierte ihn, bis er ihre geballten Fäuste und ihren mörderischen Blick bemerkte. Erst jetzt richtete er sein Augenmerk auf die Farbe der Flecken auf ihrem Gesicht.

»Diese Prellungen«, sagte er laut, »sind frisch.«

»Nun, ja ...« Die Stimme des Klippenaffen wurde plötzlich leiser. »Die Gesetze, die man uns auferlegt hat, und dergleichen.« Als er Bralstons Miene sah, der nicht überzeugt schien, seufzte er nur und öffnete die Tür. »Es ist nicht so, dass wir sie einfach kostenlos hätten mitnehmen können, oder? Aber nach allem, was sie durchgemacht hat, muss unsere Gesellschaft ihr wie eine Wohltat vorgekommen sein.«

»Nicht, dass so etwas irgendwelchen Heiden irgendetwas bedeutet«, knurrte der Djaalman.

Bralston kam nicht einmal dazu, seine Augen zusammenzuziehen, als sich die Frau laut räusperte.

»Bekomme ich auch eine Belohnung?«, fragte sie.

Die beiden Seeleute rissen die Augen auf, und ihre Kiefer klappten herunter.

»Gewiss. Immerhin hast du den Bericht erstattet«, erwiderte der Bibliothekar zustimmend.

»Ihr...« Shunnuk keuchte, während er einen Schritt zurückwich. »Das kann doch nicht Euer Ernst sein!«

»Wie lautet dein Wunsch?«, erkundigte sich der Lektor.

Die Frau zog die Augen zusammen und wies anklagend mit dem Finger auf die beiden Seeleute.

»Tötet sie.«

»Nein! So war es gar nicht!« Der Klippenaffe hielt das Pergament hoch, als wäre es ein Schild. »Wartet! Wartet!«

»Bibliothekar Bralston...«, murmelte Lektor Annis.

»Wie Ihr wünscht.«

Die nächsten Worte, die der Bibliothekar sprach, schienen in der Luft widerzuhallen, als er eine Hand hob und sie dann zurückriss. Die Tür schlug zu, und die beiden Männer waren in dem Büro gefangen. Der Klippenaffe konnte nicht einmal mehr blinzeln, als Bralston die Hand hob. Der tätowierte Pirat wurde in die Luft gerissen und kreischte, als er auf Bralston zuschoss. Der Bibliothekar stieß ein weiteres Wort hervor und hob seine andere Hand, die Handfläche, die in einem hellen Orange glühte, nach außen gekehrt.

Shunnuks Schrei wurde von dem Fauchen des Feuers übertrönt, das aus Bralstons Handfläche fegte und über Gesicht und Arme des Klippenaffen loderte, während der tätowierte Mann hilflos um sich schlug und verzweifelt versuchte, das Feuer zu löschen. Vergeblich.

Nach einem kurzen Moment qualmenden Gemetzels erstarb das Brüllen des Feuers. Shunnuk war tot.

»Bleibt weg!«, kreischte Massol und hob seinen Anhänger mit dem heiligen Symbol, als Bralston auf ihn zuschritt. »Ich bin ein Ehrenmann! Ich bin ein Mann des Glaubens! Ich habe

die Frau nicht angerührt! Sag es ihnen!« Er richtete seinen verzweifelten Blick auf die Frau. »Sag es ihnen!«

Falls die Frau etwas sagte, konnte Bralston es nicht hören, weil er ein Wort der Macht ausstieß. Falls sie Einwände gegen das elektrische blaue Feuer hatte, das über seinen Finger zuckte, der auf den Djaalman gerichtet war, äußerte sie sie nicht. Ihr Gesicht zeigte keine Spur von Entsetzen, während sie dem Geschehen freudlos zusah, Massols Schreien ohne Erbarmen lauschte und keine Träne wegen des Gemetzels vergoss, das sie mit ansah, während ihr Gesicht von dem blauen Schein erhellt wurde.

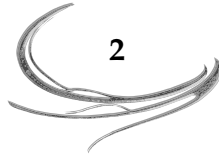
Als es vorbei war und Bralston die letzten Funken von seinen Fingern schüttelte, während der verkohlte Leichnam an der Tür heftig zuckte, nickte der Bibliothekar der Frau knapp zu. Dann sah er zu dem Lektor hinüber, der die qualmenden Leichen auf dem Boden seines Zimmers mit demselben Ekel betrachtete, mit dem er einen Weinleck auf seinem Teppich gemustert hätte.

»Also morgen?«, erkundigte sich Bralston.

»Bei Tagesanbruch. Es ist ein langer Weg nach Port Destiny.« Er hob eine Braue. »Und bringt diesmal Euren Hut mit, Bibliothekar.«

Bralston neigte seinen kahlen Kopf, raffte seinen Umhang um sich und verließ das Zimmer. Der träge Blick des Lektors glitt von den beiden Leichen zu der Frau, die dasaß und sie mit einem ausdruckslosen Blick anstarrte. Ihr Körper war steif wie ein Brett. Erst als er das Häufchen Asche in der verkohlten Hand des Klippenaffen bemerkte, seufzte er.

»Welch eine Verschwendung von gutem Pergament ...«



DEN OZEAN ERMORDEN

Es gab keinen Unterschied zwischen Himmel und Meer, jedenfalls keinen, den Lenk hätte entdecken können.

Beide schienen sich endlos auszudehnen. Der Horizont hatte schon lange die letzten Spuren von Land verschluckt und die Welt in eine Vision von Indigo verwandelt. Der Mond verabschiedete sich früh und still, verschwand hinter einem Vorhang von Wolken, die träge über den Himmel glitten. Kein gelber Kreis unterbrach die Monotonie; die Welt bestand aus einem schmerzhaften Blau, das sämtliche Richtungen zu verwischen schien.

Der junge Mann schloss die Augen und sog die Luft durch die Nase ein. Er roch den regengeschwängerten Wind, den salzigen Duft des Meeres. Er hob die Hände, als wollte er den Gott anbeten, der ihm dieses unveränderliche Azur geschickt hatte, das ihn umgab, und ließ den Atem langsam zwischen den Zähnen entweichen.

Dann schrie Lenk.

Sein Schwert sprang ihm in die Hand, scheinbar ebenso begierig wie er, sich über den Rand ihres winzigen Bootes zu beugen. Das Singen des Stahls bot einen summenden Kontrast zu seinem wahnsinnigen Heulen, als er auf den Ozean einhackte und ihm schaumige Wunden in sein endloses Leben schlug.

»Stirb! Stirb, stirb, stirb ... *stirb!*«, schrie er, während er sein

Schwert in die salzigen Fluten rammte. »Das reicht! Es ist genug! Ich habe es satt, hörst du mich?« Er legte die Hände wie einen Trichter um seinen Mund. »Hörst du mich?«

Das Wasser beruhigte sich rasch, der Schaum löste sich auf, die Wellen glätteten sich, und Lenk konnte sein unruhiges Spiegelbild im Wasser betrachten. Sein silbriges Haar hing in fettigen Strähnen um sein ausgemergeltes Gesicht. Die dunklen Tränensäcke machten allmählich dem eisigen Blau seiner Augen Konkurrenz. Lenk betrachtete das verzerrte Abbild eines Wahnsinnigen, der seinen Blick aus dem Wasser erwiderte, und fragte sich nicht zum ersten Mal, ob der Ozean ihn absichtlich verhöhnte.

Nein, dachte er, er ist viel zu gleichgültig, um mich zu verhöhnen ...

Wie hätte das Meer auch sonst sein können? Schließlich wusste es ebenso wenig wie Lenk, womit es aufhören sollte. *Sollte es aufhören, der Ozean zu sein?* Am ersten Tag, als ihr winziges Segel schlaff und ohnmächtig an dem lächerlich dünnen Mast hing, hatte er solche Gedanken noch als Verrücktheit abgetan. Aber als der Abend des zweiten Tages allmählich in die Nacht überging, kam ihm diese Forderung nicht mehr ganz so unvernünftig vor.

Der Ozean, dachte er verächtlich, ist derjenige von uns beiden, der unvernünftig ist. Ich hätte nicht zur Gewalt greifen müssen, wenn es nur ein bisschen Wind gegeben hätte.

»Hat noch nicht funktioniert, stimmt's?«

Er riss die Augen auf und musste sich zusammennehmen, nicht über Bord zu springen, um mit dem plötzlich so redseligen Wasser zu kommunizieren. Doch diese trügerische Hoffnung währte nur einen Moment, bevor sie zerbröckelte und nur Widerwillen auf seiner finsternen Miene zurückließ.

Er knirschte mit den Zähnen, als er sich zu der Kreatur umdrehte, die neben ihm saß, und musterte sie mit einem mörderischen Blick. Sie jedoch betrachtete ihn nur mit einem herablassenden Ausdruck in ihren grünen, halb von ihren Lidern verborgenen Augen. Die Läppchen ihrer langen, spit-

zen Ohren wiesen drei grobe Rillen auf, die von oben nach unten verliefen. Die Muscheln hingen schlaff unter den Federn herunter, die sie sich in ihr schmutzig blondes Haar geflochten hatte.

»Versuch es ruhig weiter.« Kataria seufzte. Dann widmete sie sich wieder der Aufgabe, der sie schon die letzten drei Stunden nachgegangen war, und strich mit den Fingern über die Federn ihrer drei Pfeile. »Es antwortet ganz bestimmt irgendwann.«

»Zamanthras ist ebenso launisch wie die Wasser, die sie hütet«, antwortete Lenk. Seine Stimme klang wie eine rostige Türangel. Er warf einen nachdenklichen Blick auf sein Schwert, bevor er es in die Scheide auf seinem Rücken schob. »Vielleicht verlangt es sie nach einem Opfer, bevor sie uns ihre Gunst erweist.«

»Lass dich nicht abhalten, ins Meer zu springen«, antwortete sie, ohne aufzublicken.

»Wenigstens tue ich etwas.«

»Du meinst deinen Versuch, den Ozean auszuweiden?« Sie tippte nachdenklich mit einer Pfeilspitze gegen ihr Kinn. »Das ist vielleicht doch eine Spur verrückt. Sehr wahrscheinlich wirst du dir nur deine Wunde wieder aufreißen.« Ihre Ohren zuckten, als könnte sie hören, wie sich die aus Sehnen gefertigten Fäden in seinem Bein dehnten. »Wie geht es der Verletzung eigentlich?«

Er versuchte, den Schmerz zu verbergen, der durch seinen Schenkel zuckte, als Kataria die zusammengeflochtene, üble Wunde erwähnte, die sich unter seiner Hose verbarg. Der Schmerz wurde durch wiederholte Dosen vom Rest ihres Whiskeys betäubt. Aber jedes Mal, wenn er mit den Fingern über die Nähte fuhr oder sich seine Gefährten nach seiner Verletzung erkundigten, kehrten die Bilder wieder zurück.

Zähne. Dunkelheit. Sechs goldene Augen, die in der Dämmerung blitzten. Gelächter, das vom Fels widerhallte, unter dem Kreischen des Gemetzels verstummte, und Eiszapfen,

die durch seinen Kopf zischten. Die Bilder verblassten allmählich, aber sie lauerten darauf, in dem Moment zurückzukehren, in dem er seine Augen schloss.

»Alles in Ordnung«, erwiderte er mürrisch.

Ihre Ohren zuckten erneut, als sie die Lüge hörte. Aber er achtete nicht darauf; er wusste, dass sie die Frage nur gestellt hatte, um ihn abzulenken. Er sog zischend die Luft zwischen den Zähnen ein und spannte sich an wie vor einer Schlacht. Sie hörte es und zog die Augen zusammen.

»Du solltest ein bisschen ausruhen«, schlug sie vor.

»Ich will nicht...«

»Und zwar schweigend«, unterbrach sie ihn. »Sprechen ist nicht förderlich für den Heilungsprozess.«

»Was versteht eine Shict schon von Heilung, abgesehen vielleicht davon, Gräser zu kauen und Löcher in Schädel zu bohren?« Seine Worte sprudelten gereizt aus seinem Mund. »Wenn du so verdammt schlau bist...«

Sie zog wütend die Oberlippe zurück, und der plötzliche Anblick ihrer beunruhigend langen Eckzähne ließ ihn verstummen. Er zuckte zusammen, als er diese Zähne sah, die ebenso ein Zeugnis ihrer wilden Herkunft waren wie die Federn in ihrem Haar und ihre wenn auch spärliche Kleidung aus Hirschleder.

»Was ich meine, ist, dass du vielleicht etwas anderes tun könntest, als deine kostbaren kleinen Pfeile zu zählen«, meinte er dann. Er versuchte, reumütig zu klingen, wohl vergeblich, wie er aus ihrer finsternen Miene schloss. »Du könntest damit stattdessen einen Fisch fangen oder so etwas.«

Eine Bewegung weiter draußen auf dem Meer fiel ihm ins Auge, und er deutete darauf. »Oder eine von denen da.«

Sie waren dem Kahn den ganzen letzten Tag gefolgt: vielbeinige Kreaturen, die anmutig über das Wasser glitten. Schleppspinnen nannte man sie, wie er gehört hatte. Grund dafür waren die Netze aus hauchfeiner Seide, die sie an ihren runden Unterleibern hinter sich herzogen. Diese Netze wa-

ren zweifellos vollgestopft mit Shrimps und allen möglichen hilflosen Fischen, die unter Wasser den Weg der an die Oberfläche gebundenen Spinnen kreuzten. Schon bei der Aussicht auf eine solche Beute lief ihnen beim Anblick dieser Kreaturen mit den grauen Panzern das Wasser im Mund zusammen.

Die jedoch träge außerhalb ihrer Reichweite dahinglitten, während sie gelegentlich zu dem Kahn hinüberblickten. Ihre Augen schimmerten in einer spöttischer Selbstgefälligkeit, die Insekten nicht anstand.

»Keine Chance«, erwiderte Kataria leise. Sie hatte den perversen Stolz in den Augen dieser Spinnen bemerkt, und die Idee, sie mit einem Pfeil zu erlegen, längst begraben.

»Na gut, dann bete um irgendetwas anderes«, knurrte er. »Bete zu der wilden kleinen Göttin, die deiner Rasse Essen schickt.«

Sie sah ihn finster an, und das Grün ihrer Augen schimmerte fast boshaft. »*Riffid* ist eine Göttin, die den Shict hilft, die sich selbst helfen. An dem Tag, an dem Sie einen Finger hebt, um einem jammernden, weinenden kleinen Rundohr zu helfen, ist der Tag, an dem ich Ihr abschwöre.« Sie schnaubte verächtlich und widmete sich wieder ihren Pfeilen. »Außerdem sind das meine letzten drei Pfeile. Ich hebe sie mir für etwas Besonderes auf.«

»Welche Verwendung könntest du denn dafür wohl haben?«

»Der hier«, sie streichelte ihren ersten Pfeil, »ist für den Fall, dass ich einen Fisch sehe, den ich selbst gern essen würde. Und dieser hier ...« Sie strich über den zweiten Pfeil. »Dieser wird mit mir begraben, wenn ich sterbe.«

Er blickte auf den dritten Pfeil, dessen Befiederung ein wenig zerzaust schien und dessen Spitze zerfurcht war. »Was ist mit dem da?«

Kataria betrachtete den Pfeil und richtete ihren Blick dann auf Lenk. Er konnte den Ausdruck ihrer Augen nicht ergründen, sah weder Hass noch Gereiztheit oder Verwirrung

wegen seiner Frage. Sie streifte ihn einfach nur mit einem flüchtigen, nachdenklichen Blick, während sie das gefiederte Ende immer wieder zwischen Daumen und Zeigefinger hindurchzog.

»Der ist für etwas ganz Besonderes«, antwortete sie schlicht und wandte sich ab.

Während des Schweigens, das ihren Worten folgte, kniff Lenk die Augen zusammen.

»Und was«, fragte er leise, »soll das heißen?«

Irgendetwas verbarg sich hinter ihrem Blick; das tat es immer. Und was immer es auch sein mochte, normalerweise kam es auf einer Welle von Sarkasmus und Speichel aus ihrem Mund, wenn er ihr solche Fragen stellte.

Normalerweise.

Jetzt jedoch wandte sie sich einfach von ihm ab, ohne seinen scharfen Blick zu beachten. Er hatte sie in letzter Zeit häufiger angesehen, hatte ihren schlanken Körper betrachtet, den silbernen Glanz des Mondlichts auf ihrer blassen Haut, wo das kurze Lederwams sie freiließ. Und jedes Mal, wenn er das tat, erwartete er, dass ihre Ohren zuckten, weil sie hörte, wie seine Augen sich in den Höhlen verdrehten. Es endete dann meistens damit, dass er seinen Blick abwenden musste, weil sie ihn neugierig anstarrte.

In diesem, wie ihr schien, so kurzen Jahr ihrer Bekanntschaft war ihr Verhältnis zum großen Teil durch gegenseitiges Anstarren und das darauf folgende verlegene Schweigen bestimmt worden. Das Schweigen, mit dem sie ihn jetzt jedoch bedachte, war alles andere als peinlich. Es lag eine Absicht dahinter, wirkte wie eine solide Mauer aus Schweigen, die sie sorgfältig errichtet hatte, und die er niemals niederreißen konnte.

Jedenfalls nicht nur mit seinen Augäpfeln.

»Hör zu ...« Er seufzte. »Ich weiß nicht, was an mir dich zurzeit so wütend macht, aber wir werden es nicht überwinden, wenn wir ständig ...«

Ihr uninteressierter Blick allein machte bereits deutlich,

dass die Shict nicht zuhörte und dass sie ihre langen Ohren plötzlich und schnell wie Decken faltete, verstärkte diese Botschaft noch.

Lenk seufzte und rieb sich die Schläfen. Er spürte, wie seine Kopfhaut sich enger um seinen Schädel spannte, und er spürte, dass er Kopfschmerzen bekommen würde, genauso wie ihm klar war, dass Regen in der Luft lag. Diese Kopfschmerzen traten in letzter Zeit häufiger auf; sie folterten ihn vom Moment des Erwachens bis zu seinen vergeblichen Versuchen, Schlaf zu finden.

Es war nicht sonderlich überraschend, dass seine Gefährten wenig taten, um diese Schmerzen zu lindern. *Nein*, dachte er, während er auf das verpackte Bündel blickte, das unter dem Rudersitz am Heck des Bootes lag, *aber ich weiß, was helfen würde...*

»Sinnlos.«

Gänsehaut bildete sich auf seinem Arm.

»*Die Fibel verdirbt die Menschen, aber das bedeutet nichts. Du kannst nicht verdorben werden.*« Im Einklang mit der Stimme, die in seinem Kopf flüsterte, lief Lenk ein kalter Schauer über das Rückgrat. »*Wir können nicht verdorben werden.*«

Er holte tief Luft und atmete dann langsam aus, wobei er sich vorsichtig über die Seite des Kahns beugte, damit niemand sehen konnte, dass sein Atem selbst in der warmen Sommerluft sichtbar war. Vielleicht bildete er sich das aber auch nur ein.

Die Stimme war jedenfalls schwer zu ignorieren, und aus diesem Grund fiel es Lenk nicht leicht, sich davon zu überzeugen, dass da nur seine Fantasie sprach. Und dass ihm kalt war, obwohl all seine Gefährten heftig in der Hitze schwitzten, half ihm auch nicht sonderlich.

»*Eine Frage.*«

Antworte nicht, beschwor Lenk sich. *Ignoriere die Stimme.*

»*Zu spät*«, antwortete die Stimme auf seine Gedanken. »*Und es ist eine gute Frage: Welche Rolle spielt es, was die Shict von uns denkt? Was ändert das?*«

Ignoriere sie. Er schloss die Augen. Ignoriere sie. Ignoriere sie, ignoriere sie!

»Das funktioniert nie, das weißt du. Sie ist unzuverlässig. Sie hat kein Ziel. Wie sie alle. Unsere Sache ist bedeutender, als sie auch nur verstehen könnten. Wir brauchen sie nicht. Wir können das allein zu Ende bringen, wir können ... hörst du mir zu?«

Lenk versuchte, nicht hinzuhören. Er starrte auf das Bündel unter der Bank, sehnte sich danach, die Seiten aus ihrem wollenen Behältnis zu reißen und in ihnen Stille zu finden.

»Tu das nicht«, warnte ihn die Stimme.

Lenk spürte, wie Kälte seine Muskeln umhüllte, wie etwas ihn dazu bringen wollte, sitzen zu bleiben, zuzuhören. Aber er biss die Zähne zusammen und riss sich vom Rand des Beibootes los.

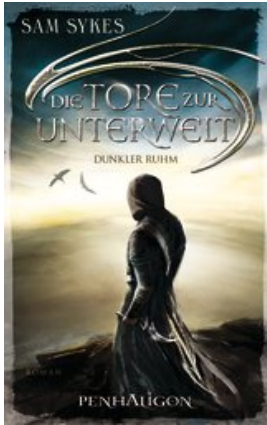
Noch bevor er wusste, was geschah, kroch er über Kataria hinweg, als wäre sie gar nicht da, ohne auf den finsternen Blick zu achten, den sie ihm zuwarf. Sie spielte jetzt keine Rolle. Niemand war wichtig. Das Einzige, was jetzt zählte, war, dass er zu dem Buch kam, um die Stimme zum Schweigen zu bringen. Über alles andere konnte er sich später Gedanken machen. Später war dafür noch Zeit genug.

»Also gut«, murmelte die Stimme als Reaktion auf seine Gedanken. »Dann unterhalten wir uns später.«

Ignoriere sie, sagte er sich. Du kannst sie jetzt ignorieren. Du brauchst sie nicht. Du brauchst nur ...

Der Gedanke verschwand im Nebel der Ekstase, der seinen Verstand umwölkte, als er mit zitternden Fingern unter die Bank griff. Erst als er mit der Schulter etwas Hartes streifte, bemerkte er zwei stämmige rote Beine zu beiden Seiten seines Kopfes.

Er hustete etwas zu heftig, als dass es beiläufig wirkte, und erhob sich. Als er an dem ledernen Kilt hochsah, nahmen diese Gliedmaßen plötzlich Form an. Zwei schwarze Augen über einer roten ledernen Schnauze starrten auf ihn herunter. Ohrklappen fächerten sich unter den beiden drohenden gebogenen Hörnern sichtlich verärgert auf. Und Gariaths Lip-



Sam Sykes

Die Tore zur Unterwelt 2. Dunkler Ruhm
Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-10482-5

Penhaligon

Erscheinungstermin: Dezember 2012

Für genug Geld retten sie sogar die Welt!

Der Söldner Lenk und seine Gefährten konnten das Buch der Niederpforten zurückerobern. Nun erwartet sie der verdiente Reichtum. Doch die eigentlichen Schwierigkeiten fangen jetzt – nach der Rettung der Welt – erst an. Denn jeder von Lenks Gefährten ist überzeugt, dass er den größten Anteil an der Belohnung verdient hat, und jeder ist bereit, seinen Anspruch durchzusetzen. Nur Lenk erkennt, dass sie gerade jetzt zusammenhalten müssen, oder sie werden trotz all der Mühen und Gefahren leer ausgehen. Denn die Krakengöttin Ulbecetonth ist zwar hinter dem Aeonstor eingesperrt, doch ihre Arme reichen noch immer in die Welt der Sterblichen.

Großartige Charaktere, harte Action und schwarzer Humor.